

## Fenilleton.

### An der Wegscheide.

Viele schon vorüberfahren, —  
Reicher, armer Leute Kind; —  
In dem leichten Staub die Spuren  
Rasch verweht der lose Wind.

Nordwärts sind des Einen Füße,  
Und're südwärts gewandt;  
Diesem schallen frohe Grüße,  
Jener schreiet unbekannt. —

Wie sich auch die Wünsche scheiden,  
Und ob Lust, ob Leid sie treibt:  
Ihret Lust und ihren Leiden  
Nur ein einzig Haltziel bleibt.

Und die hier vorüberfahren,  
Bürger, Bettelmann und Graf,  
Allesamt nach wen'gen Jahren  
Deckt der gleiche Todeschlaf.

Doch wie Wenige bedenken  
In der Eile nach Ruhm und Geld,  
Dass die Pfade sämtlich lenken  
Hin zum Tor der andern Welt! —

Hier, wo sich die Wege trennen,  
Hab' ich heute halt gemacht  
Und im Treiben und im Rennen  
Uebers Leben nachgedacht.

M. J. Rohrmes

## Der letzte Novize in Andechs

Erzählung von Benaz Müller  
Fortsetzung.

### Der rosarote Capothut.

Eines Mittags in den letzten Tagen  
des Oktober 1806 rollte eine Postkutsche  
durch die Straßen von Bamberg. Zu-  
stößig schmetterte der „Schwager“ auf  
dem Boche den Gassern an Fenstern und  
Straßen falsche Lüne aus seinem Wald-  
horn in die Ohren. In der Kutsche  
saß ein stattlicher, junger Mann, ganz in  
Schwarz gekleidet. Sein Gesicht war  
bleich, aber Adel des Geistes und Her-  
zens tronten darin. Er war in Gedanken  
versunken und achtete nicht auf die Ansehn-  
welt.

„Etwas Bornehmes!“ rief ein dicker  
Melber, dessen breites Gesicht wie ein  
Butterbrot glänzte, seinem Nachbar,  
dem Seifenfieber, unter der Haustüre zu.

Aus allen Gasthäusern kamen Kellner  
mit Servietten und Hansknechte in Le-  
derhosen heraus — aber die Kutsche  
raffelte vorüber und zur Stadt hinaus.

„Halt! Postillon!“ Die Pferde stan-  
den, Hugo stieg heraus und sagte: „Du  
fährst allein auf der Straße fort und  
hältst im Dorfe \*\*\* am Wirtshause, in  
dem Du mein Gepäck einstellst. Ich gehe  
den Feldweg.“

Hugo schlug einen Pfad ein, der sich  
an einem waldigen Hügel hinstreckte.  
Wie sich Alles verändert hatte! Einst  
kannte er jeden Strauch, jeden Busch am  
Wege. Jetzt waren Stämme aus den  
Büschen geworden — ein Bild seines  
eigenen Lebens. Er ging weiter, Schritt  
für Schritt liebe Erinnerungen aus der  
Jugendzeit auflesend. Endlich war er  
auf der Höhe, der Wald lichte sich und  
dort lag sein Geburtsort.

Er blieb stehen. Nicht freundlich lag  
das Dorflein in einem ungeheuren  
Strauch von Obstbäumen, welche nur

von den roten Ziegeldächern mit dicken  
Schornsteinen überragt wurden. Sie  
und da züngelte eine bläuliche Rauch-  
säule aus einem Schlot in die Luft. In  
der Mitte des Dorfes saß der Kirchturm  
auf dem Kirchbache — ein schlechter Rei-  
ter, denn er hing bedenklich auf die eine  
Seite.

„Das ist noch der Alte!“ rief Hugo  
freudig aus. Der Weg führte ihn durch  
die Wiesen hinter dem Dorfe hin. Da  
kam er an eine halbverfallene Mauer;  
Manerkrant wuchs in ihren zahllosen  
Ritzen und Epheu kletterte an ihr em-  
por. Das Tor daran stand gastlich auf,  
allem Ansehen nach, weil es vor Alters-  
schwäche nicht zugemacht werden konnte.

Es war der Kirchhof.

Hugo trat hinein. Das Ganze glich  
einer Wiese mit Grabhügeln. Manche  
Gräber waren eingesunken und mit Gras  
bewachsen. Darunter mooberten die Ge-  
beine der bereits Vergessenen. Wieder  
andere Grabhügel, mit windschiefen  
Holzkreuzen und Graswuchs, deckten  
diejenigen, welche halb und halb zu den  
Vergessenen zählten. Es bedurfte nur  
noch eines Windstoßes, um die Kreuze  
mit den vom Regen verwaschenen Namen  
umzustürzen. Weitans die wenigsten  
Gräber waren wohl erhalten. Hugos  
Blick irrte an diesen hin. Ein Blech-  
kreuz mit Vergoldung funkelte ihm von  
Weitem in die Augen; es stand auf fri-  
ischem Hügel und er las:

„Hier ruhet im Herrn: Andreas  
Marquardt, Oekonom dahier, gestorben  
in seinem 60. Lebensjahre am 14. Okt.  
1806. Er hofft von Gott eine fröhliche  
Urständ.“

Das war Hugos Vater. Die paar  
Schritt Erde des Kirchhofs verbargen  
die Ueberreste aller seiner Lieben. Sein  
Vater, seine Mutter, seine einzige Schwe-  
ster schliessen da den langen Schlaf. Er  
stand zwischen ihren Gräbern wie eine  
einsame Trauerweide. Das Gefühl  
der Verlassenheit überwältigt ihn, er  
sank auf des Vaters Grab und schluchzte  
laut und weinte lange, das Gesicht sich  
mit dem Taschentuche bedeckend. ....  
Er merkte nicht, daß sich mittlerweile ein  
Herbststurm erhob und die Gräber und  
Kreuze mit zartem Schneeflaum bedeckte.

Als er sich ausgeweint hatte, war das  
Gestöber wieder verzogen, die Sonne  
leckte die Schneeflocken weg und er las  
die Inschriften der andere Kreuze; und  
da fand er so viele alte Bekannte wieder,  
alle hier vereinigt, wie in einem Gesell-  
schaftszimmer.

„Wahrlich! ein Kirchhof ist das Vor-  
zimmer des Jenseits!“ sagte er laut zu  
sich selber.

„Vous avez raison“, antwortete  
eine sanfte Stimme; so sanft klang sie  
dem Doktor, wie der Ton einer Aeol-  
harfe.

Er wendet sich um und sah am Ein-  
gang des Kirchhofs eine Dame stehen,  
lieblich von Gestalt, wie er noch nie eine  
gesehen hatte. Und unter dem Mor-  
genrot eines allerliebsten Capothutes  
lächelte ein Gesichtchen hervor, das den  
nächsten Mann verwirrte. Er stand  
da mit all seiner Wissenschaft wie ein  
Schulknabe.

Die Dame gewahrte mit Vergnügen

die Verwirrung, welche sie anrichtete,  
verbeugte sich grazios und eilte einem  
Kanne von vornehmen Aussehen entge-  
gen, der wegen seiner grauen Haare ihr  
Vater sein konnte.

Noch eine Weile starrte der Doktor  
auf den leeren Platz, wo das Mädchen  
— dem Doktor war es eine ausgemachte  
Sache, daß die schöne Dame noch ein  
Mädchen sei — mit rosafarbenem Hute  
gestanden. Aber wie er auch hinstarrte;  
es war und blieb nur ein gähnenbes,  
zerbrochenes Tor dort. Noch einen  
Blick warf er auf seines Vaters Grab-  
hügel und verließ seufzend den Friedhof.

Der Seufzer hatte aber nicht dem Va-  
ter gegolten.

Ins Dorf gehend, erblickte er am  
Wirtshause außer der Postkutsche einen  
großen, vornehmen Reisewagen, den ein  
Haufen Kinder umstand. Das Herz  
pochte ihm, denn nun war er gewiß, den  
roten Hut noch einmal zu sehen. Vor  
wenig Monden erschien ihm nichts wün-  
schenswerter als der zweispitzige, altmo-  
dische Doktorhut, und jetzt dünkt ihm  
nichts Lieblicher als jener Capothut. . .

Hugo ging ins Gastzimmer. Da saß  
sie leibhaftig, die dicke Wirtin, die ihm so  
manches Butterbrot gegeben; nur war  
sie ganz weiß am Kopfe geworden. Er  
ging auf sie zu und reichte ihr die Hand  
mit den Worten:

„Grüß Euch Gott, Frau Ochsenwir-  
tin!“

Die Alte stand schwertächtig auf, blickte  
ihn forschend an und stotterte: „Hab  
die Ehre nicht, zu kennen.“

„Ja! Kennt Ihr denn Marquardts  
Hugo nicht mehr?“

„Herr meines Lebens!“ schrie die  
Alte im wilden Distanz. „Sie sind der  
Hugo?“

Sie wackelte mit dem Kopf und schlug  
vor Verwunderung die breiten Hände zu-  
sammen. „Der Hugo! Grüß Dich Gott,  
Hugo,“ schrie sie noch lauter, die Hand  
an ihrer Schürze abwischend und sie ihm  
dann darreichend. „Herr meines Le-  
bens! Werft den Ofen ein, der Hugo ist  
wieder da!“

Die Bauern in der Wirtsstube — es  
war Sonntag — sperren Mund und  
Augen auf; dem alten Hasenidel fiel die  
Peife aus dem zahnlosen Mund.

„Marquardts Hugo ist da,“ liefs von  
Haus zu Haus. Und bald füllte sich die  
Stube mit Bauern.

Unter dessen hatte die Ochsenwirtin wie-  
der das Wort genommen.

„Aber Du bist groß und schön gewor-  
den — Du erlaubst, daß ich Dich hug  
—; da siehst man, daß man alt wird.“  
Und ihr Gesicht wie einen Regenschirm  
i breite Falten legend, fuhr sie fort:  
„Dein guter Vater — tröste ihn der  
liebe Gott — wenn er die Freud hätte  
erleben können!“

Ihre Augen flossen über. Es war so  
ihre Art; weinen und lachen auf beiden  
Augen zugleich.

Hugo kannte sie und sagte darum:  
„Ich bin hungrig und durstig; bring  
ein Glas vom Besten, von dem, wo die  
schwarze Kage darauf sitzt!“

Da wischte sich die Ochsenwirtin mit  
dem Zipfel ihrer Schürze die Augen, in  
ihrem Gesichte warbs Konterscheln.

„Die schwarze Kage! Das weiß er auch  
noch,“ sagte sie breit lächelnd im Abge-  
hen.

Kaum hatte Hugo den Wein gekostet  
und pflichtschuldig belobt, so stürzte ein  
mit Goldborten geketzter Mann ins  
Gastzimmer und fragte in gebrochenem  
Deutsch nach einem Arzte; sein Herr sei  
plötzlich erkrankt.

„Da ist der rechte Mann,“ sagte die  
Ochsenwirtin, triumphierend auf Hugo  
deutend; „weit und breit ist kein Doktor,  
der ihm Wasser reichen kann.“

Der Bediente redete Hugo sarnzöfisch  
an, der ihm in derselben Sprache ant-  
wortete, seinen Hut ergriff und ihm  
folgte. Er ward die Stiege hinauf ins  
„schöne Zimmer“ geführt, wo auf einem  
großblumigen Kanapee ein alter Mann  
ohne Lebenszeichen lag. Vor ihm kniete,  
weinend und jammernb, ein Mädchen.  
Ein Blick — und Hugo erkannte die  
schöne Besitzerin des rosaroten Capothu-  
tes.

„Um Gott, mein Herr! retten Sie  
meinen Vater,“ flehte sie mit dem Aus-  
druck des tiefsten Schmerzes.

Der junge Arzt vermochte nichts zu  
erwidern, aber seine Blicke enthielten  
eine ganze Rede. Er untersuchte den  
Zustand des Kranken und erklärte ihn  
dann für nicht beunruhigend; es sei nur  
eine Ohnmacht, die sogleich den Mitteln,  
die er bei der Hand habe, weichen werde.  
Eilig verließ er mit einer tiefen Verbeu-  
gung gegen das Mädchen das Zimmer  
und kehrte in einer Minute mit einigen  
Phiolen zurück. Aus der einen flöste er  
dem Kranken einige Tropfen zwischen die  
Lippen und hielt ihm eine andere zum  
Niesen unter die Nase. Bald schlug  
der Greis die Augen auf und das Mäd-  
chen brachte ihn mit ihren Küssen wieder  
völlig zu sich.

Dieser war ein javialer Greis, ein  
Lebemann feinsten Art. Nachdem die  
üblichen Dankfagungs-Komplimente ge-  
wechselt waren, kam man ins Gespräch  
und Hugo erfuhr nun, daß er den Mar-  
quis von \*\*\*, einen französischen Emi-  
granten, vor sich habe, der sich auf der  
Reise nach Wien befand.

Mittlerweile meldete der Bediente,  
daß die Tafel im andern Zimmer ser-  
viert sei. Nun lud die junge Dame  
den Herrn Doktor auf so liebenswürdige  
Weise zu Gast, daß er es unmöglich ab-  
schlagen konnte. Und da die Küche der  
Ochsenwirtin gut war und man von der  
schwarzen Kage trank — so kam die Ge-  
sellschaft in sehr gute Laune. Das Ge-  
spräch ward in deutscher Sprache geführt.  
Hugo verstand zwar genug frauzöfisch,  
um sich mit Eleganz auszudrücken, aber  
er zog die deutsche Konversation vor, be-  
sonders heute. Den noch nie hatte er  
den Wohlklang seiner als rauch verschrie-  
enen Muttersprache so tief empfunden  
als jetzt, wo er von den französischen  
Mädchenlippen floß.

Im Verlauf des Gesprächs war man  
auch auf die zufällige Anwesenheit des  
Doktors im Dorfe zu reden gekommen.  
Hugo erzählte, daß sei sein Geburtsort,  
Schon viele Jahre sei er nicht mehr da  
gewesen und jetzt habe er zu allererst den  
Friedhof besucht.

„Ganz natürlich!“ fiel die junge Dame